

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

190 (19.8.1931) Die Welt der Frau



Die Welt der Frau



Meditation eines alternden Mädchens

Ich dämmere hin mit welchem Ansehlich, Mit Augen, die — wie lange schon! — erloschen sind. Die Mutter — sie ist dreihundsechzig — sagt noch immer Kind zu mir. Das sie mir damit weh tut, ahnt sie nicht. Ein Tag geht wie der andere an mir vorbei. Ich achte Uhr tippt ich im Büro, Man sagt ich wäre fleißig. In ein Uhr peile ich, alkoholfrei; In einem Restaurant für einemarftumdreißig. Am Sonntag fahr ich mit der Straßenbahn Ins Strandbad draußen vor der Stadt. Dort leh'n mich oft erkaunt die jungen Mädchen an. Als fragten sie: Wie ist das, wenn man einiam ist und keinen Freund mehr hat. Mitunter geh' ich abends ins Kasse. Mit meiner Schwester, oder auch allein. Im Abend tut die Einjamkeit besonders weh. Darum trinkt mancher abends Schnaps und Wein. In jedem Ersten traag ich mein Gebalt Zur Pant. Oft frag' ich mich, warum ich denn noch ipare? Mir nützt das Geld nichts mehr. Ich werde alt Und anpruchsfoller jetzt mit jedem Jahre. Manchmal padt mich vor einer Schiffabrisagentur Der Wunsch zu reisen, in die Welt zu fahren. Aber ich war' ja auch in Singapur. Das alte Mädchen nur, mit den erarauten Saaren.

Willi Frey.

Henriette Fürth

Zum 70. Geburtstag der Pionierin des Sozialismus und der Frauenbewegung am 15. August

Henriette Fürth in Frankfurt a. M., die unermüdete Vorkämpferin für die Sache der Arbeiterklasse, die vorzügliche Sozialpolitikerin, deren Name innerhalb wie außerhalb der Partei besten Klang hat, vollendete am 15. August das hiesigste Jahr eines Lebens, reich an Mühe und Anigen, aber auch an Erfolg und an persönlichen menschlichen Glück. Es war das Leben einer Vollnatur, die sich nach allen Richtungen herausgab: konnte, ohne dadurch ärmer zu werden; einer Natur, die durch Geben wuchs. Henriette Fürths Persönlichkeit verdient vielen als Vorbild nahegebracht zu werden. In Wien geboren, Tochter eines liberalen Kaufmannes, der als bürgerlicher Demokrat auch in Arbeiterkreisen geschätzt wurde, wollte Henriette Fürth nach dem Besuch der üblichen höheren Mädchenschule den einjamigen Beruf erlernen, der damals höchste strebenden Mädchen offen stand, den Lehrereinnahme. Sie hoffte hier im Sinne ihrer pädagogischen, sozialen und künstlerischen Neigungen wirken zu können. Aber sie ließ den Plan fallen, als sie sehr jung einen Frankfurter Kaufmann heiratete.

Das Leben außerhalb der Familie — Henriette Fürth wurde Mutter von acht Kindern — gehörte der sozialen Arbeit. Ihr temperamentsvolles warmherziges Wesen, ihre Klugheit, die sich trotz aller Geistesstärke mit großer Lebenswürdigkeit verbindet, ihre unerschütterliche Geduld, gewannen ihr Sympathien, wo immer sie auftrat: bei ihren zahlreichen Vorträgen für die Sozialdemokratische Partei, ihren Vorträgen für die Volkshochschule, ihrer Mitarbeit in der Deutschen Gesellschaft für Stadtverordneter in Frankfurt a. M., Henriette Fürth war auch Kandidatin zur Nationalversammlung in Weimar, und zwar an einer Stelle, die fast noch Erfolg hatte, zweifellos wäre ihre große Erfahrung a. B. auf dem Gebiete der Wohnhaus-, Bevölkerungs-, Hauswirtschafts- und Erziehungsfragen in jedem Parlament besonders wertvoll gewesen. In Frankfurt a. M. wirkte sie im Institut für Gemeinwohl und an verschiedenen anderen Stellen, auch in der Arbeiterwohlfahrt, viel für die Stadt, die ihr Heimat geworden. Henriette Fürth gab ihrer praktischen sozialpolitischen Arbeit einen wissenschaftlichen Niederschlag in zahlreichen Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften und auch in einer Reihe bedeutsamer Bücher. Eine der ersten machte sie den Versuch volkswirtschaftlicher Erläuterung der einzelnen Hauswirtschaft in ihren Schriften über „Ein mittelbäuerliches Budget vor und nach dem Kriege“. Sie ist eine der Vorkämpferinnen der „Mutterschaftsversicherung“, schrieb über „Das Pflegekindwesen“ und „Die Fabrikarbeit der verheirateten Frau“, über „Das Bevölkerungsproblem in Deutschland“ und „Die Regelung der Nachkommenschaft“.

Sinas Tagebuch

Von Bernhard Zebrowki.

15. Januar: Der Herr kam heute zurück. Sie hat ihn abgeholt und schmust mit ihm rum. Das ist ein Theater.
16. Januar: Gestern abend kam er plötzlich noch in die Küche und sagte zu mir: „Ich habe Ihnen auch was mitgebracht, Lina.“ und gab mir 3 Mark. Dann guckte er sich die Töpfe an und drückte eine Welle und dann fragte er, ob Herr Sulky oft da gewesen ist. Mir wurde ganz komisch, aber ich sagte bloß: „Nein, der war nicht da.“ Er wurde ganz rot. Mir ist das effig, ihn anzulügen, denn er glaubt alles, was man ihm sagt.
17. Januar: Als sie gestern nach Hause kamen, war nahher großer Krach. Der Herr schrie immer: „Ja oder nein?“ und dann hat sie immer geantwortet: „Du bist verrückt!“
Raum war er morgens weg, rief sie den Sulky an. Das ging dann wieder mit „Gregorchen“ und „Gregorchen“, da und „Du mußt doch Gebuld haben, Gregorchen!“ und: „Es geht doch nicht, Gregorchen!“ Das ist ein Theater.
Dann fing sie mit mir an. Wenn sie „Einachen“ sagt, will sie immer was. Und richtig: Ich soll bloß nicht verraten, daß der Sulky immer hier gewesen ist, als der Herr verreist war.
18. Januar: Abends hat mich der Herr nach Bier geschildet. Das nächste Mal werde ich ihm laagen, ich gehe nicht fern, weil die Kerle da so frech sind. Besonders der Willy, der immer belächelt, will mich immer antassen. Ich habe ihm gesagt, ich habe ihm eine runter.
20. Januar: Gestern war wieder Krach. Er hat gesagt: „Der Mensch kommt mir nicht mehr in mein Haus!“ und ist weggegangen und hat die Tür zugeschmissen. Sie hat natürlich gleich wieder den Sulky angerufen, um ihm alles zu erzählen. Das ist ein Theater.
25. Januar: Gestern hat sie sich nachmittags mit dem Sulky getroffen. Ich habe es gehört, wie sie ihn in die Konditorei Wortis bestellt hat.
26. Januar: Der dicke Herr Meisinger war zum Essen da. Ich mußte wieder nach Bier gehen, aber ich habe nichts gesagt, denn das Bier war ja nötig.
3. Februar: Ich mußte wieder nach Bier gehen. Der Willy ist so gemein geworden. Ich komme wieder und laage zu dem Herrn: Ich gehe nicht wieder nach Bier, da ist es unästhetisch, da geht ich nicht mehr hin. Der Herr wurde sehr böse und fragte, warum ich das

(Fast alle die genannten Schriften erschienen bei Gustav Fischer, Jena.) Und wenn gerade diese Mutter von acht Kindern Geburtenregelung, Vereinfachung der Zwangsmutterhaft sowie des unheimlichen Paragraphen 218 befürwortet, kann sicher niemand mangelndes mütterliches Gefühl gegen sie geltend machen.

Die Arbeiter fast aller Länder, die wirtschaftlich und durch Geleise bedrückten Frauen insbesondere, haben Anlaß, Henriette Fürth zu ihrem hiesigsten Geburtstag warmen Dank abzusatteln und sich zu freuen, daß die unermüdete Kämpferin ihn voll fröhliche in unermüdeten Reglementen begeben kann.

Adèle Schreiber.

Familien-Sitten in Sardinien

In dem neuesten Heft Nr. 33 der Umschau, Wochenchrift über die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, Frankfurt a. M., finden unsere Leser einen sehr interessanten Artikel über die „Familien-sitten in Sardinien“, aus dem wir hier einige Stellen wiedergeben.

Die Keuschheit und Treue wird streng gewahrt, vor und während der Ehe. Das Meiste ist bereit für den Nebenbuhler oder auch, um die Schönheit der Himmelsregionen zu zerstören. Die Ehe ist dann noch stolz auf die Karben der Wesselfische in ihrem Gesicht: sie können schon von weitem, daß sie von mehreren Männern begehrt wurde. Streifigkeiten in der Ehe sind häufig, Scheidungen selten. In ein Gast zu Lische geladen, so erscheinen bei den niederen Ständen die Frauen der Familie nicht.

Wenn die Wehen der Frau beginnen, hängt der Gatte seine Hosen vors Haus. Die Nachbarinnen klopfen die auf und schreien: „Das ist der Schuldige, der Lump!“ Dies deutet auf uralten Zauberlauben. In Schottland hängt der Vater nach der Entbindung seine Hosen am Fußende des Bettes auf, um das Neugeborene vor den bösen Feen zu schützen.

Die Wöchnerin gebirt ihr Kind vor der Feuerstelle: der Herd in der Mitte der oft einsigen Stube des Hauses ist der Sitz seiner Schutzgeist. Das Kind wird von ihnen beschützt, sobald es die Erde berührt hat. Die Formen der Geburtsanzeige und der Bitte um Vaterhilfe richten sich genau nach der spanischen Sitte: „Ich bin gekommen, weil bei uns ein neuer Ankommling im Hause ist. Tut uns die Liebe, aus einem Herzen“ — wörtlich: „aus einem Sargen“ — „einen Christenmenschen zu machen.“ Die Reicher der Wöchnerin werden mit Süßigkeiten, im südlichen Sardinien mit einer kleinen Reisuippe bewirtet. Bei der Tauffeier schlüpf der Vater auf einige Minuten zur Kindesmutter ins Bett und ist von ihrem Teller mit ihrem Vöfel. Es ist dies eine Anerkennung des Kindes als des Seinen, zugleich ein Rest des alten „Männerinbetrachtes“, der bei manchen Vöfieren des Altertums bestand und heute noch bei Indianern, a. B. in Nordbrasilien, vorkommt. Dort legt sich der Kindesvater statt der Wöchnerin ins Bett, empfängt statt dieser die Glückwünsche.

Der erste Ausgang führt die Wöchnerin in die Kirche, eine Kerze in der Hand, der Priester besprengt sie mit Weihwasser und vertreibt so den Teufel, der seit der Entbindung Gewalt über sie hatte. Nun ist sie gereinigt.

Ist elektrisches Kochen zweckmäßig?

Der Hausfrau ist es gleich schmerzhaft, ob sie nun am Monatsersten ihr Geld für Kohle, Gas oder Strom los wird. Sie fügt sich in das Unvermeidliche; es ist aber verständlich, daß sie für ihr Geld wenigstens die Wärme in der vorzuziehbarsten Form einkaufen will.

Das stundenlange Stehen am glühenden Herd empfindet sie seit langem schon als unzeitgemäß, als „technisches Vorgesern“. Der Gasherd wurde darum bei seinem Einzug in die Küche gerade als eine Befreiung von lästigen Arbeiten begrüßt. Allmählich muß aber auch er jetzt einer Kochmethode weichen, deren Unnehmlichkeiten und Vorsüge noch überzeugender sind. Jede Hausfrau, die einmal eine elektrische Küche in Betrieb erlebt hat, wird heute darin das Ziel ihrer Wünsche sehen.

Kauch, Ruß, Asche, ausstrahlende Hitze, Abgabe einer solche Küche nicht, in der selbst Blumen gedeihen. Die Speisezubereitung wird unabhängig von der Güte und Verschleißtheit des Feuerungsmaterials. Aus den elektrischen Kochplatten wird dem Speisegut die jeweils notwendige Wärme in der gewünschten Temperatur stets gleichmäßig zugeführt. Dabei sind die Wärmegrade lange nicht so hoch wie bei Verwendung offenerer Flammen. Und gerade darauf beruht es, daß nur wenig Flüssigkeit verdunstet wird, die Speisen nicht einschrumphen, sondern im eigenen Fett, im eigenen Saft, ohne anzubrennen, gar werden. Schmackhaft und befriedigender sind als bei irdeneren anderen Zubereitungsmethode und daß der Verbrauch an Nahrungsmitteln beim elek-

trischen Kochen merkbar geringer ist als bei allen anderen Kochverfahren.

So locht man elektrisch also mit einem Geringstmaß an Arbeit ohne Beeinträchtigung der Gesundheit und des Wohlbehagens und erreicht einen Höchstwert an Schmadhaftigkeit, Nährwert und Ausnutzung des Speisegutes. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der elektrische Herd sich den Haushalten erobert, unaufhaltsam, trotz aller Einwendungen, die gelegentlich gegen das elektrische Kochen, meist aus einer ungenügenden Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse heraus, erhoben werden.

Eigentlich gibt es ja nur einen Einwand, der mit Hartnäckigkeit verfochten wird: das elektrische Kochen sei zu teuer; wer solle denn die verbrauchten Kilowattstunden bezahlen?

Hier müssen die Zahlen aus der Praxis, nicht etwa am Schreibtisch errechnete Werte, sprechen. So hatte a. B. die Heimat A. G. Berlin in einer ihrer Siedlungen zunächst nur 90 voll elektrische Haushaltungen eingerichtet, die von 306 Berlinern bewohnt werden, übrigens die erste größere voll elektrische Siedlung in Berlin. Für diese voll elektrischen Wohnungen mit einem Dreiplattenherd von Siemens werden sechs Mark je Monat Grundgebühr und sieben Pfennig je Kilowattstunde einbeittlicher Arbeitspreis für Kochstrom, Licht und elektrische Hausgeräte erhoben.

Vergleicht man nun in der gleichen Siedlung die Veriorannskosten für die voll elektrischen und für die mit Gas (zum Kochen) und Elektrizität (für Beleuchtung und Hausgeräte) verioranten Haushalte, so verbraucht eine voll elektrische Dreieinhalbzimmerwohnung a. B. im Januar 1931, im Durchschnitt 11,66 M an Strom für Kochen, Licht und Hausgeräte; eine Dreieinhalbzimmerwohnung mit Gasliche daegen verbraucht im Durchschnitt in der gleichen Zeit an Gas (für Kochen) plus Strom (für Licht und Hausgeräte) 12,86 M je Haushalt (es wurden 72 Haushalte mit dreieinhalb Zimmern dieser Art befragt).

Auf Grund dieses Ergebnisses entschloß sich die Heimat A. G. die voll elektrische Siedlung in Siemensstadt auf über 500 Wohnungen zu erweitern, ja sie baut im Augenblick auf Grund der Erfahrungen, die man inzwischen an diesen 500 Wohnungen machen konnte, eine schonsteins, rauch- und rußfreie Großsiedlung mit 866 Wohnungen in Berlin-Steglitz, die gleichfalls von den Siemens-Schudert-Werken mit voll elektrischen Küchen ausgerüstet werden. Man darf nicht vergessen, daß bereits vor zwanzig Jahren Wohnungen ohne elektrisches Licht schwer vermietbar waren, und es ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß es — wenn erst unsere Wohnungsnot behoben ist — den Wohnungen ohne elektrische Küche genau so gehen wird. Jedenfalls lassen die bis jetzt im praktischen Betrieb gewonnenen Erfahrungen klar erkennen, daß zu den in nächsteren Zahlen nicht meßbaren, außerordentlichen Vorsügen des elektrischen Kochens heut auch noch die Wirtschaftlichkeit getreten ist.

Doch auch dort, wo die Aufwendungen für das elektrische Kochen noch höher sind als für das Kochen mit anderen Beheizungsarten, wird man heute schon den verhältnismäßig geringen Kostenunterschied in Kauf nehmen im Hinblick auf die großen Ersparnisse an Zeit, Arbeit und Kochgut, und in Rücksicht auf die Schmadhaftigkeit und Befömmlichkeit der Speisen.

Verschiedenes

Die geheimnisvolle Statue. In der Nähe der italienischen Stadt Ravenna steht in einem herrlichen Villenpark eine Statue, die eine wunderschöne, prächtig geformte Mädchenfigur darstellt. Die Statue wurde von einem bekannten italienischen Bildhauer vor etwa zwanzig Jahren aus kostbarstem Carrara-Marmor geschaffen. Modell stand eine außergewöhnlich schöne Italienerin, die Braut eines griechischen Millionärs, in dessen Besitz die Villa sich früher befand. Einige Wochen nach Fertigstellung des prachtvollen Kunstwerkes war die junge Braut verstorben. Auf die Frage seiner Bekannten antwortete der Grieche, daß es zwischen ihm und seiner Braut zu Zwistigkeiten gekommen wäre, daß sie ihn verlassen hätte. Da die Erzählung unlaublich erschien, wurde die Polizei auf den Fall aufmerksam gemacht. Die langwierige Untersuchung endete jedoch ergebnislos. Erst kürzlich, nach zwanzig Jahren, konnte das Geheimnis von den neuen Besitzern der Villa enthüllt werden. Da der Sodel der Statue brüchig geworden ist, wurde beschlossen, das Kunstwerk herunterzunehmen und im Hause aufzustellen. Als die Arbeiter mit dem Herausgraben des Sodels aus der Erde beschäftigt waren, stießen sie auf menschliche Knochen. Ein weibliches Skelett kam zum Vorschein, das deutliche Spuren eines gewaltigen Todes aufwies. Der arabische Millionär hatte seine Braut erschlagen und ihre Leiche vergraben. Ueber der Grabstätte ließ er die Statue aufstellen: Nach dieser grausigen Entdeckung haben die neuen Besitzer die Statue an ihrem ursprünglichen Plaze stehen lassen.

zu mir, als will er gleich losheulen: „Lina.“ sagte er, „Lina, in meiner Bilanz da stimmt es nicht. In meiner ganz großen Bilanz, die ich heute Nacht gemacht habe.“ Ich gucke auf den Schreibtisch, aber er hat gar nichts gemacht, denn der Tisch ist ganz leer. Ich gucke wieder in sein Gesicht und da war mir direkt zum Heulen. Was hat er bloß gemacht?

Ich denke, ich will mal aufpassen, wenn er heute nach Hause kommt. Aber da war er wieder ganz vergnügt.

23. Februar: Ich bin noch ganz platt! Was eigentlich passiert ist, weiß ich nicht, und verstehen kann ich es schon gar nicht.

Zwei Tage, nachdem der Herr morgens so komisch war, liege ich abends im Bett und lese noch ein bißchen. Sie war ausgegangen, diesmal zu einer Freundin, wenn es wahr gewesen ist. Der Herr sah ganz still in seinem Zimmer und hat gearbeitet. Pöhllich, bums! laßt mit einem nächtigen Krach mein Spiegel von der Wand. Dabei denke ich, das bringt Unglück. Ich bin noch ganz verdattert, da kommt auch schon der Herr in meine Kammer gelaufen und ruft: „Am Gottes willen, was ist denn los?“ Ich sage, der Spiegel ist runtergefallen. Ich sehe noch immer ganz verdattert in meinem Bett, und er ruft mit den Scherben rum, da schließt es an der Korridortür, und sie kommt nach Hause. Im nächsten Moment steht sie an der Kammertür, und wie sie den Herrn bei mir drin sieht, geht es los: „Das ist eine Schweißerei!“ und „Fru Teufel!“ Ich denke, jetzt hat er sie tot, aber er war auch ganz platt und sagte kein Wort. Pöhllich teilt sie, er ist ein Schutz, und ich bin ein Frauenszimmer. Ich raus aus dem Bett und auf sie los. So eine Frechheit! Der Herr sagt, ich bin kein Frauenszimmer, sondern der Spiegel ist runtergefallen. Da lacht sie ganz dreifig. Ich werde so wütend, ich weiß gar nicht wie, so wütend war ich, und brüllte sie an: Sie wollen mich Frauenszimmer schimpfen! sage ich, ist nicht vielleicht der Herr Sulky zwei ganze Nächte bei Ihnen gewesen, wie der Herr in Breslau war?

Da schreit sie atäublich auf und schlägt im Korridor lang hin. Der Herr packt sie auf und legt sie im Schlafzimmer aufs Bett. Dann geht er in sein Zimmer und schließt sich ein. Ich hatte solche Angst und stehe an seiner Tür und heule und bitte, er soll sich nichts antun, er soll doch aufmachen. Nach einer Stunde kommt er endlich und hebt richtig zum Bergtaulen aus. Ich laage: Soll ich Kaffee machen?

Er gibt mir lechsig Mark und laage: „Lina, Sie verlassen morgen früh das Haus.“ Dann schloß er sich wieder ein.

Ich werde da nicht flug baraus. Die Frieda laage auch, sie versteht das nicht. Aber es hat ja keinen Zweck, sich deswegen den Kopf zu zerbrechen. Sagt Frieda auch.